

nales Lernen verkürzt, allein schon der Begriff der Medienkompetenz ist weiter gefasst, als der Medienumgang einschließt. Außerdem ist Mediensozialisation als Begriff und Theorie – übrigens schon vor der Medienkompetenz – eingeführt worden, um mehr und anderes zu umfassen als nur Medienwirkungen bzw. kausale Effekte der Medien auf Sozialisation. Vielmehr lässt sich Mediensozialisation, gewiss in Zusammenhängen mit anderen primären und sekundären Sozialisationsfaktoren, als begrenzt spezielles, gleichwohl infolge der Omnipräsenz und inhaltlichen Universalität der Medien tendenziell universales Sozialisationssystem begreifen, das zum einen in alle anderen Sozialisationsprozesse hineinwirkt und diese potenziell verändert, zum anderen aber auch vom aktiven, realitätsverarbeitenden Subjekt konstituiert, mindestens beobachtet und rekonstruiert wird. Es bedarf mithin komplexer, vielschichtiger und reflexiver Theorieansätze, um diese Zusammenhänge analytisch zu erfassen. Dazu sind etliche Entwürfe von Kommunikationswissenschaftlern, aber auch von Vertretern anderer Disziplinen vorgelegt worden, die im Lichte neuerer Erkenntnisse und Befunde überprüft werden müssten. Daniel Süss fügt hingegen in seiner synoptischen „Theorie der Mediensozialisation“ die Dimensionen unter den Überschriften „Risiken“ und „Ressourcen“ eher deskriptiv und additiv zusammen und unterteilt sie zudem in präkommunikative (Medienzugang und Medienangebote), kommunikative (Mediennutzung und -aneignung) und postkommunikative (Medienkompetenz und -effekte) Variablen. Gewissermaßen ist damit der einzelne Rezeptionsprozess anvisiert; das kontinuierliche, auch diffuse Mediengefüge, in das heute Menschen hineinwachsen und das sie sich jeweils individuell aneignen, bekommt er so indes analytisch nicht hinreichend in den Griff.

Am Ende dieses Mediensozialisationsprozesses stehe „die erarbeitete Identität des Sozialisanden, welche durch seinen Medienalltag mitgeformt und laufend weiterentwickelt wurde“ (S. 277). Doch welche substanziellen Qualitäten und welche inhaltlichen Dimensionen diese Identität hat – die ja in der eingangs erwähnten medienkritischen Literatur vielfältig apostrophiert wird – bleibt trotz der angerissenen Kategorien, wie Konsum- und Konformitätsdruck, fremdbestimmte Zeit, Verzerrung im Selbst- und Weltbild, Auflösung der Identitätsgrenzen als Risiken sowie Erwerb von Wissen und Können in der sozialen Umwelt, persönliches Zeitmanagement, Medienaneignung als sozial verortete Selbstgestaltung und Medienkompetenz als gesellschaftliche Handlungsfähigkeit, recht vage und beliebig, wird jedenfalls nicht theoretisch verortet.

Immerhin zeigt der Autor für seine empirischen Studien an, wie sie weitergeführt und differenziert werden könnten: nämlich hinsichtlich weiterer Altersphasen – von der jüngsten Kindheit bis zum höheren Alter (wozu es auch schon Studien hier zu Lande gibt), hinsichtlich der verstärkten Beachtung reziproker Sozialisationsprozesse (wozu aber wieder nicht die Medien, sondern nur Personen gerechnet werden), anderer Gesellschaftsformen, Medienverzichtsformen sowie anderer verschiedenen Versionen der Medienkompetenz. Dazu angeregt hat ihn gewiss die Auswertung der genannten empirischen Daten, die in ihrer gewählten eher deskriptiven Qualität vorzugsweise homogene Befunde erbracht haben, auch im Ländervergleich, weshalb die Frage nach der Schärfung der analytischen Instrumente sicherlich berechtigt ist. Vor allem wären Längsschnitt- und Generationenvergleich fortzuführen und zu differenzieren, um endlich valide, längerfristige Anhaltspunkte über Anteile, Funktionen und Effekte von Mediensozialisation zu bekommen. Die Zürcher Kommunikationsforschung ist dafür gewiss weiterhin ein wichtiger und kompetenter Promotor.

Hans-Dieter Kübler

Jan Lublinski

Wissenschaftsjournalismus im Hörfunk

Redaktionsorganisation und Thematisierungsprozesse

Konstanz: UVK, 2004. – 381 S.

(Reihe: Forschungsfeld Kommunikation; 18)

ISBN 3-89669-441-3

Wissenschaftliche und technologische Erkenntnisse schaffen Fakten, die wesentliche Auswirkungen auf das Leben und Zusammenleben der Menschen nehmen können – Wissenschaft und Technik sind daher „allgegenwärtig“ und haben „geballte Macht“. Diese Macht wird u. a. durch den Journalismus kontrolliert, insbesondere in speziellen Wissenschaftsredaktionen, die als Strukturen des journalistischen Systems gezielt

und kontinuierlich der „Beobachtung von Wissenschaft und Technik“ dienen. Ausgehend von dieser These (S. 13) befasst sich Jan Lublinski in seiner Dissertation mit der zentralen Frage: „Wie organisieren Wissenschaftsredaktionen ihre aktuelle Berichterstattung?“ (S. 14) Dazu untersucht er die Redaktionsorganisation und Thematisierungsprozesse dreier Wissenschaftsredaktionen im öffentlich-rechtlichen Hörfunk mittels teilnehmender Beobachtung, Leitfadeninterviews und Dokumentenanalysen.

Zunächst knüpft Jan Lublinski seine Untersuchung an den aktuellen Stand der wissenschaftsjournalistischen Forschung an. In enger Anlehnung an die Dissertation von Matthias Kohring (1997) zur „Funktion des Wissenschaftsjournalismus“ positioniert er Wissenschaftsjournalismus als Teil des journalistischen Gesamtsystems, der nach den allgemeinen Routinen und Programmen des Journalismus funktioniert und nicht primär darauf abzielt, Wissenschaft und Technik zu legitimieren oder zu popularisieren (Kapitel 2). Folgerichtig sind Lublinskis weitere Ausführungen zum Entscheidungshandeln in Redaktionen (Kapitel 3), zum Wandel von Organisationsstrukturen (Kapitel 4) und zur redaktionellen Nachrichtenkonstruktion (Kapitel 5) nicht speziell auf den Wissenschaftsjournalismus bezogen, sondern skizzieren verschiedene Befunde der allgemeinen Journalismusforschung. Konsequenter begründet er auch die Wahl seiner Analysemethoden damit, redaktionelle Entscheidungsstrukturen in einem explorativen Verfahren nachvollziehen zu wollen, anstatt sie „mit fremden Maßstäben zu messen“ (S. 35).

Als Ergebnis seiner Untersuchungen präsentiert Lublinski erstens einen Überblick über die historische Entwicklung der Organisationsstrukturen und die sich wandelnden Thematisierungsstrategien von Wissenschaftsredaktionen im öffentlich-rechtlichen Hörfunk (Kapitel 8 und 9); zweitens beschreibt und vergleicht er die Redaktionskonzepte, die Redaktionsorganisation sowie die Thematisierungsprozesse in den drei beobachteten Hörfunkredaktionen (Kapitel 10 bis 14); drittens evaluiert er das Entscheidungshandeln dieser Redaktionen zur Risikoberichterstattung am Beispiel der BSE-Krise (Kapitel 15).

Mit der Frage nach dem Zusammenhang von Organisationsstrukturen und journalistischem Entscheidungshandeln widmet sich Jan Lub-

linski einem Thema, das in der Journalismusforschung seit langem die Theoriediskussion prägt, aber nur selten empirisch adäquat untersucht wird. Durch die Kombination von teilnehmender Beobachtung, Leitfadeninterviews und Dokumentenanalysen kann Lublinski das Zusammenwirken von Strukturen und Entscheidungen im Einzelnen detailliert beschreiben.

Allerdings schöpft der Autor das Potenzial seiner Studie nicht aus, was zum einen an unpräzisen begrifflichen und theoretischen Vorarbeiten, zum anderen an einer unvollständigen und unsystematischen Darstellung der Analyse liegt. Beispielsweise verwendet Lublinski in Anlehnung an Kohring (1997) eine systemtheoretische Journalismus-Definition (ohne alternative Entwürfe oder theoretische Perspektiven zu diskutieren) und führt den Begriff der Programme ein, doch er nutzt die einschlägigen Systematisierungsangebote der systemtheoretisch orientierten Journalismusforschung und ihrer Begrifflichkeiten im Weiteren nicht. Vielmehr addiert er Begriffe und Befunde ausschließlich von Studien, „die sich der Methode der teilnehmenden Beobachtung bedient haben“ (S. 38), erläutert die Kräfte organisatorischen Strukturwandels nach Henry Mintzberg (1979), benennt „Pigeonholing“ als „strukturierende[n] Kernvorgang des Journalismus“ (S. 75) und reiht verschiedene Erklärungs- und Bewertungsmuster zur journalistischen Nachrichtenkonstruktion aneinander, ohne explizit Bezug zu den jeweils vorangegangenen Begriffen und Systematisierungen herzustellen. Dies wäre ohne Weiteres möglich, denn gerade die Systemtheorie bzw. ihre auch von Lublinski erwähnten handlungstheoretischen Modifikationen bieten in Bezug auf Organisationsstrukturen und Entscheidungsprozesse weit reichende Anschlussmöglichkeiten und Erklärungspotenzial. Durch die unpräzise Theoriearbeit entstehen jedoch begriffliche und argumentative Unschärfen, die dann auch eine übergeordnete Einordnung und Bewertung der im Einzelnen interessanten Studienergebnisse beeinträchtigen.

Zudem legt Jan Lublinski sein empirisches Vorgehen nur unzureichend offen. Weder wird die Auswahl der untersuchten Redaktionen plausibel begründet, noch wird expliziert, welche Dokumente ausgewertet und welche Personen wozu befragt werden – zum Beispiel tauchen im Text einmal „Interviews mit Politikredakteuren“ (S. 100) auf, von denen weder vorher noch später wieder die Rede ist. Auch eine

Dokumentation des Beobachtungsschemas, des Interviewleitfadens und des Auswertungsprozesses fehlt.

Durch die mangelnde Transparenz der Datenerhebung sowie die unklare Definition von Begriffen und ihren Beziehungen zueinander verschenkt Jan Lublinski insgesamt die Chance, seine Befunde systematisch in die Redaktionsforschung einzuordnen und dadurch Erklärungsangebote zu machen, die über die untersuchten Einzelfälle hinaus weisen. Das können auch die prägnante Zusammenfassung und die praxisrelevanten Schlussfolgerungen im Fazit nicht grundsätzlich ändern.

Maja Malik

Heinz Pürer

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Ein Handbuch

(unter Mitarbeit von Helena Bilandzic, Friederike Koschel, Johannes Raabe, Rudi Renger, Stefan Schirmer und Susanne Wolf)

München: UVK 2003. – 597 S.

ISBN 3-3-8252-8249-x

Die Geschichte dieses Buches und seiner Vorgänger ist auch ein Lehrstück zur Geschichte des Faches. 1978 veröffentlichte Heinz Pürer ein schmales Buch unter dem Titel „Einführung in die Publizistikwissenschaft“, das seinerseits aus Vorlesungen in Zusammenarbeit mit Günter Kieslich an der Universität Salzburg hervorgegangen war. Es erschien in mehreren Auflagen und blieb bis in die 1980er Jahre hinein das einzige Einführungsbuch des Faches. Es bot, wie Pürer selbst im Rückblick sagt, ein Grundgerüst und einen Einblick ins Fach und sollte einen Einstieg in vertiefende Lektüre ermöglichen. Rund 25 Jahre später, im Erscheinungsjahr 2003, ist aus dem ehemals schmalen Bändchen ein Wälzer mit 577 Textseiten hervorgegangen, der das Fach Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mit seinen vielfältigen Fragen und Befunden umfassend und multiperspektivisch darstellt.

Im Unterschied zu anderen Einführungsbüchern ist dieses im Wesentlichen von einem einzigen Autor geschrieben (wenngleich einige Kapitel ganz von anderen Autorinnen und Autoren stammen oder in Zusammenarbeit mit ihnen entstanden) und insofern aus einem Guss;

und ist doch nicht einer bestimmten Denkschule oder einem einzigen Ansatz verpflichtet, sondern entfaltet ein breites Spektrum an Ansätzen, theoretischen Denkrichtungen, Forschungsbefunden und methodischen Vorgehensweisen in einem Band.

So weit das Gesamtbild, nun zum inhaltlichen Aufbau. Das Handbuch ist in sechs Hauptkapitel gegliedert. Nach einer Einleitung stellt die Fachgeschichte das erste Hauptkapitel dar, beginnend bei der antiken Rhetorik über die Dogmatik und Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert zu den eigentlichen Anfängen der Zeitungskunde und Zeitungswissenschaft im 19. Jahrhundert. Auch auf die Geschichte des Faches im Nationalsozialismus wird eingegangen. Danach sein Neubeginn nach 1945, die Entwicklung von der Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft und in kurzen Abschnitten zur Ausdifferenzierung des Faches durch Einrichtung der Journalistik, zur Entwicklung in den neuen deutschen Bundesländern und zur gegenwärtigen Lage des Faches.

Das dritte Kapitel konzentriert sich auf drei Grundbegriffe: Kommunikation, Massenkommunikation und Computervermittelte Kommunikation. Vor allem letzterer Abschnitt greift auf verdienstvolle Weise die neueren Entwicklungen auf. In diesem Kapitel hätte man sich allerdings noch Ausführungen zu weiteren Basisbegriffen gewünscht, wie Medium oder Öffentlichkeit.

Das vierte und umfangreichste Kapitel befaßt sich mit „Zentralen Forschungsfelder der Kommunikationswissenschaft“. Hier werden die Gebiete Kommunikator-/Journalismusforschung, Medieninhalts-/Medienaussagenforschung, Medienforschung und Rezipientenforschung ausführlich behandelt. Um hier nur ein Beispiel herauszugreifen, das nicht untypisch ist für die Melange aus systematischen und aktuellen Bezügen des Buches: Im Teilkapitel zur Kommunikator-/Journalismusforschung wird die Berufsgeschichte des Journalismus dargestellt, dann die Beziehung zwischen journalistischem Handeln und Medieninhalten, dann werden unter der Überschrift „Neue Themen“ die Aspekte Qualität im Journalismus, Redaktionelles Marketing, Ethik, Online-Journalismus, Populärer Journalismus und Entgrenzungen des Journalismus behandelt; schließlich rundet ein ausführlicher Abschnitt über Systemtheoretische Journalismusforschung dieses Teilkapitel ab.